

Roger de Weck

Trauerrede Claus Noé

14. März 2008, Landesvertretung Hamburg, Berlin

Eines Morgens in der Redaktion kommt ein Papier auf den Schreibtisch. Es ist das Manuskript einer Rede, die Claus Noé beim Jubiläum von Sony Hamburg gehalten hat. Der Text wird erst flüchtig angelesen – und dann lässt er den Leser nicht mehr los.

Wenige Wochen lag der Mauerfall zurück, die deutsche Einheit stand bevor. Und der Redner hatte der versammelten hanseatischen Wirtschaft gesagt, was sie ungern hörte: dass der Markt nicht alles richten werde, dass es entscheidend auch auf den Staat ankomme und darauf, welche Wirtschaftspolitik er verfolge. Der Autor legte ein umfassendes Konzept vor, das erste überhaupt im Deutschland der Wiedervereinigung.

Wer wollte diesen Autor nicht kennenlernen? Man traf sich zum Mittagessen. Am Tisch saß ein Mann, massiv und feingliedrig, leicht nach vorn geneigt, hin zu seinem Gegenüber, der Blick zugleich stolz und eindringlich, fast fragend: „Verstehst du mich?“

In seiner Stirn lag Kraft, in den Augen Sensibilität, ein seltenes Ineinander von Vitalität und Fragilität. So spitzbübisch das Lächeln, so ernst der Ausdruck. Er war mit allen Wassern der Politik bis hin zur Staatsräson gewaschen, jedoch nicht den Hauch eines Zynikers. Vielmehr stellte er seinen Pragmatismus in den Dienst seines Ideals, das er einmal so auf den Punkt brachte: „Aufklärung und Solidarität sind Schwestern.“

Er hatte Ideen, die kein anderer hatte, und noch wichtiger als Anerkennung war ihm deren Umsetzung. Darum kam eigentlich nie ein einzelner Gedanke so für sich allein daher, und ebenso wenig genügten ihm logische Gedankenketten. Bei ihm war man vielmehr zuhause in einem Gedankenhaus, dessen Anlage und Statik er gern testete: Er lud den Freund ein, ins Haus zu treten, und wie es ihm denn gefalle. Im Nu waren wir mitten drin, es war Freundschaft auf den ersten Blick. Wenn die Erinnerung nicht trügt, folgte in derselben Woche ein Abendessen, und das Tischgespräch mit Claus Noé gehörte fortan zum schönsten und ungewöhnlichsten Alltag, den man sich wünschen kann.

Eine solche Intensität bedarf keiner Ereignisse, alles war selbstverständliche und trotzdem einzigartige Entwicklung, zumal wenn die enge Freundschaft bald die Frau, die Kinder und schließlich manche Freunde seines Freundes einschloss.

Neben den großen Debatten schaffen gerade auch kleinste Dinge jene Nähe, die über den Tod hinaus bleibt. Ein Freundschaftsfest war es, wenn der Meister kochte und sich restlos alles um ihn drehte, wenn sich Jung und Alt in seinen Küchendienst stellte.

Nichts war ihm fremd, von der Auswahl der richtigen Melonen am Marktstand, was bekanntlich eine Kunst ist, bis zu Adam Smiths „Theorie der ethischen Gefühle“, die er auf einem winterlichen Spaziergang weiterentwickelte, gerade weil diese Seite des Adam Smith von irgend einer unsichtbaren Hand verdrängt worden ist. Er wusste vom Nutzen des Essigs zur Behandlung eines Insektenstichs wie von alledem, was an Max Weber sonst überlesen wird. Dieser Staatsdenker war Küchenjunge gewesen, dieser eindrucksvolle Ökonom hatte auch Germanistik studiert.

Zur Sprache freilich gehört erst einmal die Stimme, sie war nie leise, aber auch nie laut. Er konnte härteste Kritik üben, und noch immer schwang Wohlwollen darin. Er trat für die Schwächeren in der Gesellschaft ein, doch allzu gut kannte und begriff er aus nächster Nähe die Mächtigen und ihre Schwächen.

In den viel zu schnellen 18 Jahren unseres steten Gesprächs erörtert man viel Richtiges und Falsches, Relevantes und sehr Relatives, aber nie war aus dem Munde von Claus Noé ein billiges Urteil zu hören. Das hatte mit jener Generosität zu tun, die gewiss auch aus seiner Kindheit als Halbwaise schöpfte.

Ihm war nach dem Krieg, in rundum überforderten Verhältnissen, recht wenig Liebe zuteil geworden. Das hätte in Härte umschlagen können, aber dafür war er zu intelligent, vor allem zu kreativ. Beides, einerseits Scharfsicht und Einsicht, andererseits die Gestaltungskraft, gibt es nur im größeren Zusammenhang. Noés Stimme, worin zurückgenommene Wehmut und nüchterne Leidenschaft lagen, wird denen, die sie im Ohr haben, über alle Jahre Wärme spenden.

Er war überhaupt ein Mann der Sprache, aber er schrieb jahrelang keinen Essay, weil eins der Blätter im Lande einen Text von ihm zurückgewiesen hatte. Es war nicht Unsicherheit, die ihn so lange hemmte: Am tiefsten konnte ihn das Unverstandensein schmerzen.

Aber am Schluss zählte er nicht etwa zu den Unverstandenen, sondern zu den Überhörten, die man vorsätzlich nicht wahrnimmt, weil ihre Einsichten im Wortsinn treffsicher sind, also ins Mark treffen. Nicht nur der Ökonom, auch der Demokrat und Sozialdemokrat Claus Noé warnte vor dem heutigen Chaos auf den Finanzmärkten, das in die weltweit größte Vertrauenskrise seit 1929 mündet und den herrschenden Diskurs erschüttert.

Mächtige müssen, wollen und dürfen nicht präzise sein, denn sie möchten möglichst viel Spielraum behalten. Oppositionelle hingegen können nicht genau genug sein, und Noé war wohl der genaueste.

Die zwanzig Jahre Schreibpause, man müsste sagen Schreibschweigen, bargen einen Reichtum, der in den 90er Jahren überquoll. Was er schreiben wollte, hatte er jeweils fast von A bis Z im Kopf, und das Geschriebene sollte seinem Wunsch nach an der strengsten Elle gemessen werden. Die Forderung des Redakteurs, der seine Kolumnen in der *ZEIT* betreute, war denn auch einfach und unerbittlich: In jedem dritten oder vierten Absatz müsse sich finden, was ich einen „Noé“ nannte – einen auf wenige Wörter verknappten Kerngedanken, an dem kein Leser vorbeikommt.

Zum Beispiel rief ich ihn an und meinte: „Dein Text braucht noch zwei, drei ‚Noés‘“. Diese respektvolle und lustvolle Wendung tut heute weh. Ein einziger und unersetzlicher Claus Noé würde genügen.

Es bleiben die Freundschaft, der Schmerz an gemeinsamen Orten. In der Trauer wichtig und oft lustig ist das Gespräch über Claus Noé. Die Nähe bleibt, zumal mit Jutta, die ihm die beste Partnerin zeit seines Lebens wurde, von ihm heiß geliebt und von allen bewundert für ihre Hingabe in brutalsten Zeiten.

Da ist auch die lange Verbundenheit mit Clausens Sohn Martin Noé und der Familie bis zu den Jüngsten, seine Enkelkinder, auf deren Besuch er sich selbst wie ein Kind freute. Da ist der Austausch mit allen Freunden, die heute da sind und einen vielleicht etwas anderen, aber genau denselben Claus Noé kannten.

Manchmal kommt einem aber auch das Schmunzeln über einige zu Lebzeiten nie ganz zu klärende, belanglose Rätsel von Claus: zum Beispiel dass er wie ein Berserker Auto fuhr, ein Überbleibsel aus seinen Zeiten des Rallyesports.

Ich denke, es entspricht ihm, dass wir nicht einfach nur tieftraurig sind, sondern ihn auch dadurch ehren, dass wir staunen, und in jedem Staunen liegt Lebensfreude: Der beste Freund war ein erstaunlicher Mensch. Den Weggefährten hat er nicht nur manches beigebracht im Leben, sondern auch, wie zu sterben ist. Bis in den Tod war Stil.

Einmal, als der Tod noch fern schien, sagte er seiner Partnerin, in den ihm übrig bleibenden Jahren wolle er dreierlei: schreiben, gebraucht werden und geliebt werden. Das Schreiben ist zu Ende, lesenswerter denn je bleibt das Geschriebene. Und es ist so, dass er geliebt wird, dass wir ihn bräuchten und brauchen.